

den Ölpalmpflanzungen zu Formen der gebundenen Arbeit in isolierten Dörfern kommt, die an wahre „company towns“ erinnern (289ff, 293). Damit leistet sie implizit einen Beitrag zur aktuell bedeutender werdenden Kritik an der Gleichsetzung von Kapitalismus mit doppelt freier Lohnarbeit. Drittens nimmt Puder die spezifischen Reproduktionsverhältnisse nicht eigens in den Blick, die es den semiproletarischen Haushalten ermöglichen, sich zusätzliches Einkommen außerhalb des kapitalistischen Sektors zu erwirtschaften. Gibt es in Malaysia keinen bedeutenden kleinbäuerlichen Sektor, der billige Nahrung für die einheimische Bevölkerung produziert? Gibt es keinen informellen Sektor, der billige Dienstleistungen bereit stellt? Wenn es derartige Bereiche aber doch gibt, stellen sich Anschlussfragen: Kommt diesen Bereichen nicht möglicherweise eine zentrale Rolle in der billigen Reproduktion der überausgebeuteten Arbeitskräfte zu? Und welche gesellschaftlichen Konflikte befeuert dies? Dies führt mich zu meinem vierten und letzten Punkt. Spielen die ökologischen Folgen der riesigen Ölpalmenplantagen keine Rolle? Gibt es keine Proteste kleinbäuerlicher Haushalte mehr gegen die Auswirkungen der Monokulturen? Dass diese ökologische Dimension in Puders Buch keine Rolle spielt, verwundert etwas.

Trotz dieser offenen Fragen leistet der Band einen großen empirischen und äußerst spannenden empirisch-theoretischen Beitrag zum Verständnis globaler Ungleichheiten, Migration und intersektionaler Ausbeutungsverhältnisse im kapitalistischen Weltsystem. Er beleuchtet aktuelle Fragen der Süd-Süd-Migration, der Ausbeutung billiger Arbeitskräfte innerhalb globaler Güterketten und zur Rolle von Staatsbürgerschaft als Regulationsinstrument von Arbeitsmigration im Globalen Süden. Auf theoretischer Ebene mischt sich die Autorin mit einer äußerst gewinnbringenden, an Marx anschließenden Stoßrichtung in aktuelle Debatten um Intersektionalität ein. Denn mit dem Begriff der Überausbeutung ist es möglich, zu zeigen, wie durch „außerökonomische“ Formen der Unterdrückung ökonomisch „formbestimmte“ Prozesse der Klassenbildung so „kostrukturiert“ werden können (159ff), dass es zu einer gesteigerten Profitabilität für die an der Güterkette beteiligten Unternehmen kommt.

Jakob Graf

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i2.19>

Gerd Spittler: *Leben mit wenigen Dingen. Der Umgang der Kel Ewey Tuareg mit ihren Requisiten*. Tübingen: Mohr Siebeck 2023, 364 Seiten (<https://doi.org/10.1628/978-3-16-161985-4>)

„Ein Tuareg in Timia besitzt ca. 130 Gegenstände, ein Student in Bayreuth 3100. Berechnet man den Geldwert, dann ist der Unterschied noch größer. Für die meisten Menschen im ‚reichen‘ Norden steht“ angesichts solcher Zahlen „außer Zweifel, dass die Tuareg arme Leute sind“ (1). Dieser Schluss wäre jedoch sehr voreilig. Auch für die reichsten Tuareg – etwa für Alhaji Musa oder Abalbal, die beide über Kamelherden von mehr als 100 Tieren im Wert von (in den 1990er Jahren) schätzungsweise 1.000 DM pro Stück verfügen – sieht die Bilanz nicht wesentlich anders aus. Die Requisiten und auch der Umgang mit ihnen sind die gleichen wie bei ihren durchschnittlich begüterten Landsleuten.

Diesen Umgang beschreibt Spittler am Beispiel von sieben prominenten und in jedem Haushalt gebrauchten Gegenständen: den wichtigsten Speisen, dem Mörser zum Zerstampfen der Hirse, der Teekanne, der Kopfbedeckung und den Sandalen, der Matte, dem Silber- und Achatschmuck der Frauen und der Schmuckausstattung der Reitkamele. Das einfache Mahl ist täglich das gleiche: Zum Frühstück trinkt man ein mit Wasser angerührtes Gemisch aus Hirse, Käse und Datteln, zu Mittag und Abend isst man eine Hirse-Polenta mit gesäuerter Kamel- oder Ziegenmilch. Zu Festtagen gibt es hin und wieder ein Feiertagsgericht mit Reis oder Weizen und Ziegen- oder Hammelfleisch. Das Alltagsgericht gilt keineswegs als fad oder langweilig, sondern als absolut vollkommen und allen westlichen Speisen überlegen. Der etwa kniehoh Mörser aus Holz ist das wichtigste Küchengerät, denn in ihm muss die Hirse, die Königin aller Nahrungsmittel, zweimal am Tag in je fünf Durchgängen zu Mehl zerstampft werden. Jeder Mörser besitzt seine eigene, im Kopf des Eigentümers gespeicherte Biographie und wird, auch wenn er durch die Verwendung beschädigt ist, so lange weiter benutzt, wie er irgendwie gebrauchsfähig ist. Danach wird er als Gefäß, als Sitzgelegenheit oder als Trommel bzw. Tamburin umgenutzt. Ähnliches gilt auch für alle anderen Requisiten: Jeder Mann besitzt seine eigene Teekanne, die er jahrzehntelang stets bei sich führt, auch wenn sie noch so zerbeult und unansehnlich geworden ist. Die wertvollen und prächtigen Stoffe für die Kopfbedeckungen der Männer und Frauen – die Männer verschleiern das ganze Gesicht und lassen nur die Augen offen, die Frauen lassen das Gesicht offen und bedecken nur den Hinterkopf – werden anlässlich der jährlichen Karawanenreisen in den Süden in der Nähe von Kano gekauft. Sie sind bei aller Schönheit nicht farbecht und verlieren schon im zweiten Jahr ihren Glanz, werden aber trotzdem noch lange weiter benutzt. Die Matten, auf denen man sitzt und liegt – Stühle sind ganz ungebräuchlich – werden von den Frauen selbst geflochten und sind, auch wenn sie schon zerfleddert sind, noch für zahllose Verwendungsarten nützlich. Ohne irgendwelchen Schmuck wird man Kel-Ewey-Frauen niemals sehen. Auch im Alltag tragen sie zumindest Ohringe, Armringe und einen Halsschmuck. Bevorzugte Materialien sind Achat (kurioserweise aus Idar-Oberstein bezogen) und Silber, in typischen Mustern von einheimischen Silberschmieden bearbeitet. Und auch hier gilt: Selbst wenn das Silber seinen Glanz längst verloren hat, wird es weiter getragen. Männer tragen zwar kaum Schmuck, aber für sie gibt es ein oft übersehenes Äquivalent: das herausgeputzte Kamel. Bei großen Festivitäten gibt es regelmäßig einen Wettbewerb um das am schönsten geschmückte Kamel. Ein Foto im Band zeigt den Sieger dieses Wettbewerbs beim *Festival de l’Air 2003*, dessen Schmuckausrüstung über 200.000 Francs CFA gekostet hatte.

Die Tuareg-Haushalte in Timia – wo Spittler zwischen 1976 und 2006 insgesamt sieben Jahre Feldforschung betrieben hat – sind in der Regel matrilinear. „D.h. bei der Heirat wohnt die verheiratete Frau neben ihrer Mutter. ... Die Männer ziehen dazu. ... Die junge Frau gehört weiterhin zum Haushalt ihrer Mutter. Wenn der Ehemann erwartet wird, bekommt er sein Essen aus der Küche der Schwiegermutter. ... Erst Jahre später ... wird das junge Paar ... wirtschaftlich selbständig.“ (131) „Die meisten Kel Timia halten sich nur wenige Tage im Jahr in Timia auf. Sie leben als

Ziegenhirtinnen auf den Weiden im Air, als Kamelhirten im Air oder im Hausaland, als Karawaniers unterwegs nach Bilma oder nach Kano.“ (132)

So ausführlich Spittler über Haushaltsgegenstände und deren Nutzung durch die Kel-Ewey-Tuareg spricht, so sparsam ist er leider mit Informationen darüber, wie sie ihren Lebensunterhalt produzieren. Über die Arbeit der Hirtinnen erfahren wir immerhin, dass sie nahezu ganzjährig mit ihren Herden von plus minus 40 Tieren auf Weide sind, mit ihnen von Grünfläche zu Grünfläche und von Wasserstelle zu Wasserstelle ziehen, dass sie in Dürrezeiten mit einem langen Stock die Blätter als Futter von den hohen Bäumen herunterschlagen, dass sie die Ziegen melken und aus der Milch einen Labkäse herstellen, der als besonders schmackhaft gilt, und dass sie hin und wieder auch Zicklein schlachten. Das ist schon alles. Ob sie den Käse oder das Fleisch (ausschließlich oder überwiegend) für den Eigenbedarf produzieren oder verkaufen, gegebenenfalls wie und an wen, bleibt ungesagt. Noch dürrier sind die Informationen über die Kamelhirten und Karawaniers. Es gibt den gut halbjährigen Zyklus, der die Karawanen Ende September 500 km durch die Wüste nach Bilma im Osten führt, wo sie Salz und Datteln kaufen. Von dort ziehen sie 900 km in den Süden nach Kano, um Salz und Datteln zu verkaufen und den Hirsevorrat fürs gesamte Jahr sowie Kleidung und andere Güter, vor allem die wertvollen *Alasho*-Tuche, zu besorgen. Mehr erfahren wir nicht. Wie groß sind die Karawanen? Wie setzen sie sich zusammen, reist jeder Herdenbesitzer mit seiner Herde auf eigene Faust, oder tun sich viele (wie viele?) zusammen? Setzt jeder seine ganze Herde ein oder nur einen Teil davon? Womit bezahlen die Karawaniers die Datteln und das Salz in Bilma – mit eigenen Produkten oder mit dem Erlös aus der letztjährigen Verkaufstour nach Kano, mit dem sie ja dort schon die Hirse und die Tuche gekauft haben. Werden die Kamele auch als Fleisch-, Milch- und Wolle-Produzenten genutzt und in welcher Weise? Um eine erschöpfende Antwort auf die Frage zu bekommen, wie die Tuareg mit ihren materiellen Gütern umgehen, müsste auf all diese Fragen wenigstens kursorisch eingegangen werden. Schließlich sind auch Kamele und Ziegen materielle Güter, und der Umgang mit ihnen beschäftigt die Kel Ewey mehr als alles andere.

Trotz dieses Einwands habe ich den Band mit viel Gewinn gelesen. Dies vor allem wegen der sehr persönlich gehaltenen Berichte des Autors über Gespräche und Begegnungen mit vielen ihm aus den sieben Jahren seiner Timia-Aufenthalte vertrauten Personen – besonders beeindruckend: die Geschichte des Schusters Balara und seiner Sandalen (78ff); die Kamelreisen mit Alhaji Musa, dem reichsten Mann von Timia (279ff); die Verkaufsverhandlungen um *Alasho*-Stoffe zwischen dem Karawanenführer Akhmadu und einem Tuchhändler in Kura bei Kano (97ff); der Besuch bei Abalbal, dem reichsten Kamelbesitzer des Air und seinem Sohn Kalka (249ff); die Erzählung des jungen Kamelhirten Aquba (254); die Gespräche mit den Ziegenhirtinnen Gayshata (253f, 281) und Guzzel (252f, 282f), mit welchen er viele Tage auf der Weide zugebracht hat. Mit einem 70 Zeilen langen Prosatext (253) über ihr Leben auf der Weide von beeindruckender poetischer Qualität kommt Guzzel schließlich selbst zu Wort.

Und dann gibt es da noch die 300 prächtigen Photographien. „(M)anche Teile entsprechen eher einem Bild- als einem Textband“ (5). Zu nahezu jeder Aussage im Text steuert Spittler ein erläuterndes Farbfoto bei, eines schöner als das andere.

Gerhard Hauck

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i2.20>

Thomas Wagner: *Fahnenflucht in die Freiheit. Wie sich der Staat seine Feinde schuf. Skizzen zur Globalgeschichte der Demokratie*. Berlin: Matthes & Seitz 2022, 271 Seiten

„Bis weit in die Neuzeit hinein lebte ein Großteil der Menschheit ... in Gesellschaften ohne Staat“ (10), so die wenig kontroverse Ausgangsthese von Thomas Wagner. Entgegen der gängigen, das Alltagsdenken wie auch große Teile der Sozialwissenschaften beherrschenden evolutionistischen Grundüberzeugung dürfen diese Gesellschaften jedoch nicht als „Überbleibsel eines früheren, weniger entwickelten Stadiums der Menschheitsgeschichte betrachtet werden“ (22). Wie der Staat funktioniert, war ihren Mitgliedern in der Regel durchaus bekannt, ihre Angehörigen oder deren Vorfahren waren ihm meist einst selbst unterworfen gewesen und hatten sich seinem Zwangsregime durch Flucht in unzugängliche Regionen entzogen, um dort neue, „an den Idealen von Freiheit und Gleichheit orientierte Gemeinwesen, in denen alle ‚edel geboren werden‘“ (204), „Gesellschaften der Freien und Gleichen“ (14) zu gründen. „Nichts könnte daher falscher sein, als den Ursprung der Demokratie auf eine griechische Urstiftung zurückzuführen“ (ebd.) (oder sonstwo in Europa zu lokalisieren), wie es dem eurozentrischen Mainstream des westlichen Denkens bis heute entspricht.

So weit kann ich dem Ansatz von Wagner ohne Schwierigkeiten folgen. Dass die Gesellschaften ohne Staat, wie sie von westlichen Sozialwissenschaftlern im 19./20. Jahrhundert „entdeckt“ wurden, keineswegs als ertümlisch – als von allen Kontakten mit staatlich verfassten isoliert – angesehen werden können, ist vielfach belegt; dass viele von ihnen früher selbst Teile von Staaten waren und sich diesen dann durch Flucht entzogen haben, ebenfalls (vgl. für viele Balandier 1974). Und dass die Ideen von Freiheit und Gleichheit ausschließlich europäischen Ursprungs sein sollen, ist und bleibt eurozentrischer Unsinn (vgl. z.B. Hauck 2003).

Die Ausführung, die empirisch-argumentative Untermauerung dieser Thesen aber ist dilettantisch. Sie läuft hinaus auf eine nach Zufallsprinzipien zusammengestellte Sammlung von Dutzenden von Anekdoten und Anekdotchen über mehr oder weniger staatsfeindlich orientierte Gesellschaften, Gruppierungen oder Personen aus aller Herren Länder und allen Epochen der Menschheitsgeschichte. Allein auf den ersten 60 Seiten kommen vor (in dieser Aufeinanderfolge): die Fon aus Dahomey, die Haudenosaunee (Irokesen) aus Nordamerika, die Guayaki und Guarani aus Paraguay und Brasilien, die Inuit aus Nordamerika, die Menschen der britischen Jungsteinzeit, die Osage aus der Sioux-Sprachfamilie in Nordamerika, europäische Zivilisationsflüchtlinge auf Malcom Island, die Kwakiutl, wiederum aus Nordamerika, die Yanomami aus dem Amazonasgebiet, die Tsimihety aus Madagaskar,